

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 43 (2017)

Heft: 3-4

Artikel: Forschung und Lehre als Beruf : ein blick in die Zukunft - und in die
Vergangenheit

Autor: Beyeler, Michelle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Forschung und Lehre als Beruf: Ein Blick in die Zukunft – und in die Vergangenheit

Michelle Beyeler*

«Ich weiss es nicht!», antwortete der Experte zum Thema Digitalisierung in der Lehre auf die Frage, wie die Hochschullehre denn in 15 Jahren aussehen werde. Er sagte dies auf einem Podium im Rahmen einer internen Tagung der Berner Fachhochschule. Und mir gefiel die Antwort. Sie ist ehrlich. Auch wer nah am Puls der technologischen Entwicklungen ist, kann unmöglich voraussehen, was für Anwendungen aus diesen Entwicklungen weiter entstehen und wie diese unsere Prozesse und Strukturen der Wissensgenerierung und Wissensvermittlung – überhaupt unsere ganze Gesellschaft – noch verändern werden. Ich weiss es auch nicht.

Trotzdem erlaube ich mir hier, nicht als Expertin, sondern als Betroffene darüber zu spekulieren, wie eine radikal andere Welt der Forschung und Lehre in Zukunft aussehen könnte: Vielleicht braucht die Welt in Zukunft keine traditionellen Hochschulen mehr und auch keine Professoren mit fixen Anstellungen. Vielleicht ist die Spitzenforscherin der Zukunft unabhängig und auf Projektbasis eingebunden in verschiedene global operierende Forschungsteams. Ihre Forschungsleistung wird konstant und multidimensional gemessen und bewertet; wie natürlich auch diejenige der Mitarbeitenden, die sie sich Algorithmus-gesteuert für ihre Projekte zusammensucht. Mit zu ihrem Team gehören Didaktik- und Kommunikationsspezialisten, die den Forschungsoutput laufend multimedial aufarbeiten und zielgruppengerecht einspeisen in Lehrmittel für digitale Lernplattformen, Beiträge für Austauschplattformen für Forschende und Produkte für die breitere Öffentlichkeit. Auch hier herrscht natürlich Wettbewerb. Gelingt es der Forscherin nicht, mit ihren Teams regelmässig auf diesen Plattformen Beachtung zu finden, wird sie ins zweite oder dritte Glied zurückgedrängt.

Für die Lehre werden nur noch die interessantesten und am besten aufbereiteten Forschungsinhalte verwendet. Selektioniert wird auch hier über Algorithmen, die auf dem Verhalten der Nutzenden der Lernplattformen basieren. Zwar treffen sich Studierende zwecks Austausch, Diskussion und zur Pflege sozialer Beziehungen auch noch ausserhalb des virtuellen Raums, aber diese Diskussionen werden durch Coaches begleitet, die den Studierenden helfen, die Inputs zu verarbeiten. Für die Erstellung der Prüfungen und die Vergabe von Leistungsnachweisen sind wiederum

andere zuständig. Natürlich orientiert sich der Wert der Leistungsnachweise nicht mehr an den Vorgaben von Fakultäten oder Berufsverbänden, vielmehr übernehmen dies laufend lernende digitale Rückmeldesysteme, welche den gesellschaftlichen und/oder wirtschaftlichen Wert des Wissens bewerten.

Berufe, so wie wir sie heute kennen, gibt es nicht mehr. Nur Kompetenzen und Wissen, die sich jede und jeder in einer einzigartigen Kombination zusammengestellt hat – sich dabei natürlich immer an dem orientierend, was in Anbetracht des vorhandenen Portfolios und der vorherrschenden Wünsche in Zukunft noch gefragt sein wird, um einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten zu können. Selbstverständlich lässt man sich auch hier von Algorithmen bei den Entscheiden helfen.

Sollte es gelingen, die Algorithmen, die in unserer zukünftigen Welt die Koordination des gesellschaftlichen Zusammenlebens übernehmen, so zu entwickeln, dass sie nicht die Interessen einiger wenigen maximieren, sondern die wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Menschheit insgesamt, dann schauen wir nicht unbedingt einer «Frankenstein»-Zukunft entgegen. Möglicherweise gelingt es sogar, durch die Entwicklung künstlicher Intelligenz gesellschaftliche Koordinationsmechanismen zu schaffen, die den derzeitig dominierenden Koordinationsmechanismen Markt und Hierarchie derart überlegen sind, dass wir damit viele der heutigen sozialen Dilemmata und der damit einhergehenden gesellschaftlichen Probleme ausmerzen können.

* Berner Fachhochschule, Departement Soziale Arbeit, Hallerstrasse 10, 3012 Bern.

E-mail: michelle.beyeler@bfh.ch
<https://www.soziale-arbeit.bfh.ch>



Michelle Beyeler, Dr. rer.soc., ist seit 2015 Dozentin für Sozialpolitik an der Berner Fachhochschule und seit 2013 Privatdozentin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Studium in Politikwissenschaft und Ökonomie an der Universität Bern und der University of Chapel Hill, North Carolina. Promotion 2003 (Bern) und Habilitation 2013 (Zürich). Gastforscherin am Mannheimer Zentrum für Empirische Sozialforschung (2006-2007). Diverse Assistenzstellen und Lehraufträge an den Universitäten Bern, Zürich und Lausanne. Forschungsprojekte und Publikationen zu: Vergleichende Sozial- und Wirtschaftspolitik, Sozialhilfe, Familienpolitik und Globalisierungskritik.

Erkenntnis und Produktion von Wissen

Ich werde nicht weiter spekulieren, sondern auf konkrete Beobachtungen und Erfahrungen zu sprechen kommen. Als ich mich vor knapp zwanzig Jahren dafür entschied, eine akademische Laufbahn anzustreben, tat ich dies, weil ich Spass an der Wissenschaft hatte. Mir gefiel es als Studentin an der Universität. Was mich antrieb, war die Lust an der Erkenntnis, am Entdecken neuer Zusammenhänge, am Üben der kritischen Auseinandersetzung mit meinen Gegenständen, am Hinterfragen jener Dinge, welche ich für selbstverständlich gehalten hatte. Ich mochte Professoren (Professorinnen gab es damals in meinen Fachgebieten – Politikwissenschaft und Ökonomie – noch kaum), die meine Hirnzellen zum Denken anregten. Weniger interessant fand ich es, wenn der Unterricht lediglich daraus bestand, Definitionen und Konzepte zu vermitteln, ohne sich wirklich mit diesen auseinanderzusetzen.

Ich lernte, Inhalte und Aussagen kritisch zu hinterfragen und auch meine eigenen Ideen von andern kritisch hinterfragen zu lassen – Kritik also nicht nur auszuteilen, sondern auch einzustecken. Wissenschaft ist der Wahrheit verpflichtet. Niemand hat diese Wahrheit für sich gepachtet, und jeder Beitrag zur Verfeinerung, Kontextualisierung oder Widerlegung von Erkenntnissen hilft, sich dieser Wahrheit anzunähern. Der Wissenschaftsdiskurs sollte frei sein von Machtbeziehungen. Jeder darf mitmachen. Einzig die Macht des besseren Arguments zählt. Als Studentin und später auch als Doktorandin und Nachwuchsforscherin erfuhr ich, dass meine Ideen, Fragen und Kritikpunkte ernst genommen wurden, nicht belächelt oder als unqualifiziert abgetan.

Wohl war damals meine Sicht auf die Wissenschaftswelt etwas verklärt. Tatsächlich führen die Verzerrungen durch ungleiche Machtbeziehungen und verschiedene Selektionsmechanismen dazu, dass gewisse Wahrheiten und gewisse Argumente mehr zählen als andere – und dies leider auch dann, wenn sie offensichtlich nicht die besseren sind. Die Selektionsmechanismen an den Universitäten sind so ausgestaltet, dass der Forschungsoutput laufend durch Peers evaluiert wird. Um in der Forschung bestehen zu können, muss man einerseits die Hürde der Peer-Review nehmen, aber andererseits auch in der Lage sein, quantitativ grossen Output zu generieren. Grundlage einer Karriere in der Forschung sind möglichst viele Publikationen in möglichst angesehenen wissenschaftlichen Zeitschriften. Diese Selektionskriterien stellen heute sicher, dass nur Forschende, die in ihrem Forschungsgebiet Einfluss haben und die zusätzlich auch eine hohe Arbeitsproduktivität aufweisen, die begehrten permanenten Forschungs-

stellen sowie auch die Forschungsgelder im Bereich der Grundlagenforschung erhalten. Andere, für die Wissensgenerierung und -vermittlung unter Umständen ebenfalls wichtigen Kriterien werden nur bedingt honoriert. Wichtig ist es sicherlich auch, gut vernetzt, zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein und in ein Team zu passen, um eine permanente Forschungsstelle an einer Universität zu erhalten. Aber diese Kriterien gelten unabhängig von der wissenschaftlichen Qualität und kommen erst dann zum Zug, wenn die notwendige Bedingung einer regen Publikationstätigkeit erreicht worden ist. Ob die publizierten Forschungsergebnisse hohe Relevanz aufweisen und damit zum besseren Verständnis unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens beitragen, ist oft weniger wichtig als die dabei vorgeführte methodische Eleganz.

Die enge Orientierung an den Verdikten der Peers – an Konferenzen und im Review-Prozess – stellt sicher, dass sich die Forschung vernetzt aufbaut und dass die in den Beiträgen verwendeten Konzepte und Ausdrücke bekannt sind und somit ein Austausch und eine kumulative Produktion von Wissen möglich werden. Und doch ist die Aussenorientierung vieler Forschender nur gering – wissenschaftliche Qualität wird durch die Standards der spezialisierten Forschungsgemeinschaft, in der man sich bewegt, vorgegeben. Selbst wenn Forschung kreativer und relevanter würde durch mehr Blicke über den Tellerand (wovon ich überzeugt bin), werden diese Blicke kaum gewagt, insofern sie bedingen würden, dass man in mehreren Forschungsgemeinschaften unterwegs ist, neue methodische Zugänge lernt und weitere Literatur kennt. Das kostet Zeit, birgt das Risiko, sich zu verzetteln und nicht mehr den geforderten Forschungsoutput liefern zu können.

In den zwanzig Jahren, die ich im Hochschulkontext zu unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Fragestellungen gearbeitet habe, wurde ich immer wieder überrascht und durfte entdecken, dass etwas eigentlich ganz anders war, als wir gedacht hatten. Ich habe in verschiedenen Forschungsgemeinschaften Fuss gefasst – oder versucht, dies zu tun. Für meine wissenschaftliche Karriere und den Zugang zu einem Publikationsnetzwerk war dies nicht günstig – umso mehr aber für mein Verlangen nach Erkenntnis und mein Verständnis der Fragestellungen, die mich umtrieben. Ich verstehe mich als Pluralistin: Es geht nicht so sehr um die Methode oder um ein bestimmtes Konzept – es geht um Erkenntnis, und diese erfordert oft eine Kombination mehrerer Methoden und Konzepte. Mit dieser Haltung gehöre ich in der heutigen Forschungswelt jedoch zu einer Minderheit. Im Laufe des Mäanderns in verschiedenen sozial-

wissenschaftlichen Forschungsgemeinschaften habe ich bemerkt, wie wenig die Sozialwissenschaften zu einander sprechen. Auch die sozialwissenschaftliche Forschung bewegt sich in einer Art von Filterblasen – die Forschungsgemeinschaften entwickeln je für sich Konzepte, Methoden und Problemstellungen, die wenig miteinander kompatibel sind. Dies führt beispielsweise dazu, dass Forschende Kritik an ihrem Ansatz oder ihren Resultaten nur akzeptieren, wenn diese aus der eigenen Forschungscommunity stammt. Stammt die Kritik aus einer anderen Denkschule oder basiert sie auf alternativen methodischen Zugängen, wird sie nicht nur nicht ernst genommen, sondern oft schon gar nicht verstanden. Aus der Optik des einzelnen Forschenden mag dies rational sein: Die Orientierung an einer Schule und die Nichtberücksichtigung einer anderen stellen eine effiziente Strategie dar, um mit vertretbarem Aufwand einen hohen Publikationsoutput zu erzielen. Gerade in den Sozialwissenschaften wäre es aber zentral, dass die Forschenden die Relevanz und den Fortschritt ihrer (kollektiven) Forschungsbemühungen nicht aus den Augen verlieren. Vom kollektiven Erkenntnisgewinn der Sozialwissenschaften bin ich insgesamt eher enttäuscht. Dies mag an den erwähnten Selektionskriterien liegen: Forschende an Universitäten werden nur sehr bedingt daran gemessen, ob das, was sie tun, auch zum Verständnis und zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beiträgt.

Auftragsforschung

Seit einigen Jahren arbeite ich nun an einer Fachhochschule und habe daher auch Erfahrungen im Bereich der angewandten Forschung und Entwicklung gemacht. An Fachhochschulen gelten insgesamt andere Selektionskriterien für Forschende – es zählt primär, wie gut diese Drittmittel einwerben können. Dabei sind die Forschenden unter anderem gehalten, forschungsnahe Dienstleistungen im Rahmen klar definierter Mandate zu erbringen. Ein Vorteil dieser Art von Forschung ist, dass Instanzen ausserhalb der Forschungsgemeinschaften definieren, welche Forschungsfragen von Interesse sind. Damit ist in der Regel schon in der Anlage gegeben, dass es sich nicht um Forschungsarbeiten handelt, die vornehmlich einer methodischen Spielerei dienen oder nur dazu, sich innerhalb einer abgegrenzten Forschungsgemeinschaft zu etablieren. Zudem entwickeln sich diese Arbeiten in engem Kontakt zu Praktikern mit vertieftem Wissen und Verständnis für den Forschungsgegenstand. Nicht die Peers, sondern Praktiker und Expertinnen ausserhalb der Wissenschaft bewerten die Auftragsforschung.

Es ist dieser enge Austausch mit der Praxis, der mir an der Auftragsforschung am besten gefällt. Doch

auch die Orientierung an Auftraggebern stellt nicht sicher, dass die relevanten Fragen untersucht und gesellschaftlich verwertbare Forschungsergebnisse generiert werden. Hier sehe ich vor allem zwei Probleme. Das erste Problem der Auftragsforschung ist, dass sie per Definition nicht frei und unabhängig erfolgen kann. Viele Ergebnisse dürfen nicht publiziert werden oder nur teilweise, da die Auftraggeber diese – oder die Methoden, mit denen sie gewonnen wurden – als nicht kompatibel mit ihren Interessen betrachten. Fachhochschulen sind zwar öffentliche Forschungsinstitutionen, gerade in der mandatierten Forschung muss aber das Interesse des Mandatsgebers berücksichtigt werden – darüber hinaus sind die Forschenden oft auch vertraglich an Vertraulichkeitsklauseln gebunden. Je nachdem, welche Agenda der Mandatsgeber verfolgt, ist die Forschungstätigkeit stark eingeschränkt. Anstatt eines öffentlichen Interesses im Sinne der Erkenntnis verfolgen zu können, muss dann in erster Linie im Sinne der Auftraggeber gehandelt werden. Je weniger bei den Auftraggebern das Erkenntnisinteresse im Vordergrund steht, sondern bspw. die Rechtfertigung der eigenen Position und Sicht der Dinge oder positive öffentliche Aufmerksamkeit, umso weniger ist gewährleistet, dass die gewonnenen Resultate auch wirklich in transparenter und vollständiger Weise in den öffentlichen Erkenntnis-Pool eingebracht werden können.

Das zweite Problem der Auftragsforschung besteht darin, dass aufgrund der meist fehlenden Peer-Review, wenig gute Mechanismen zur Sicherung der methodischen und konzeptionellen Stringenz vorliegen. Und während bei der Grundlagenforschung die erwähnten Filterblasen der immer spezialisierteren Forschungsgemeinschaften den Horizont eng werden lassen, steuern in der Auftragsforschung der grosse Geld- und Zeitdruck die Gewinnung der Forschungsergebnisse. Oft scheint dabei die Dienstleistungsorientierung der Ausführenden (gutes Management und gute Kommunikation) wichtiger zu sein als deren Forschungsorientierung (neue Erkenntnis und bessere Argumente). Die Nase vorn in der sozialwissenschaftlichen Auftragsforschung haben daher oft nicht die Hochschulen, sondern private Forschungsbüros, die ihre Forschung professionell managen und vermarkten. Für den Nachwuchs ist es durchaus positiv, auch gute Optionen ausserhalb der Hochschulen zu haben. Für Forschende an Fachhochschulen ist die Konkurrenz gross.

Aufgrund der Vielfalt von Forschungs-Anbietern und der raschen Ausdehnung der digitalen Kommunikation werden die Kanäle durch verschiedene «Wahrheiten» geflutet. Was stimmt und was nicht, ist schwierig voneinander zu unterscheiden. Oft ist

es für die Konsumenten der verschiedenen Kommunikationskanäle unmöglich zu beurteilen, ob die präsentierten Forschungsergebnisse wirklich dem Streben nach Wahrheit entspringen oder ob politische, wirtschaftliche oder sonstige Interessen im Vordergrund standen. Die Möglichkeiten der Öffentlichkeit, die Qualität und die Hintergründe der präsentierten Daten und Argumente zu beurteilen, sind beschränkt. Die Tendenz vieler, sich nur noch an jene «Wahrheiten» zu halten, welche das eigene Weltbild unterstützen, ist unter diesen Voraussetzungen verständlich. Die so gebildeten Filterblasen sind allerdings für die gesellschaftlichen, politischen und auch wissenschaftlichen Diskurse verheerend.

Können die Hochschulen darauf reagieren und der Filterblasenbildung entgegenwirken? Anstelle einer allzu offensiven Kommunikationsstrategie, die sich an jene von Marktunternehmen angleicht, sollten Hochschulen sorgfältig darauf bedacht sein, ihre Glaubwürdigkeit in der Forschung zu wahren, insofern sie qualitativ gute und relevante Forschungsergebnisse präsentieren. Die Inhalte sollten in der Hochschulkommunikation im Zentrum stehen.

Nutzen der Forschung für die Lehre

Neben der Orientierung am gesellschaftlichen Nutzen der Forschung und deren sorgfältigen Kommunikation ist auch die Aufarbeitung der Forschungsergebnisse zum Nutzen der Hochschullehre ein Thema, das meines Erachtens eher stiefmütterlich behandelt wird. Selten habe ich erlebt, dass Massnahmen ergriffen wurden, um den Zugang der Studierenden zu für sie relevante neue Entwicklungen in der Forschung sicherzustellen. Es wird in der Regel einfach angenommen, dass die Dozierenden dies abdecken. Der Filterblasenbildung in der Spitzenforschung folgt eine immer enger werdende Ausbildung der Studierenden. Dies widerspricht in höchstem Masse der besonderen Rolle und auch der besonderen Verantwortung, die wir als in der Hochschullehre Tätige in der gegenwärtigen Phase des Umbruchs haben.

Wir wissen nicht, welche Folgen die derzeit raschen technologischen Entwicklungen für die Produktionsstrukturen, die Organisation der Wirtschaft, die Politik und die Gesellschaft insgesamt haben werden. Welche Fähigkeiten sind für unsere Studierenden notwendig? Worauf sollen wir bei der Ausbildung das Schwergewicht legen, wenn wir doch gar nicht wissen, wie es in Zukunft aussehen wird und was für Fähigkeiten gefragt sein werden? Diese Fragen dürfen und sollen nicht mit «ich weiss es nicht» beantwortet werden.

Zentral scheint mir, dass wir die Fähigkeit zum Selberdenken -- kritisch, kreativ, vernetzt und unkonventionell -- fördern. Die neuen Technologien bergen Chancen, die Lebenszufriedenheit jedes einzelnen und das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt zu verbessern. Es darf jedoch nicht sein, dass die Menschen das Denken ausschalten und sich durch Maschinen – oder Menschen hinter Maschinen – manipulieren lassen. Bereits jetzt gibt es viele Hinweise darauf, dass die Möglichkeiten, Wissen zu generieren und zu vermitteln offener, arbeitsteiliger und effektiver werden. Und ganz sicher werden Maschinen und Algorithmen dabei eine grössere Rolle spielen. Immer wichtiger wird vor diesem Hintergrund, dass die Studierenden in Zukunft (noch stärker) darin geschult werden, diese Algorithmen zu verstehen und mit Daten, Statistiken, deren Interpretation sowie deren Möglichkeiten und Grenzen umzugehen. Egal in welcher Disziplin. Datengestützte Analysen sind oft unumgänglich und hilfreich – aber es gilt, deren Limitierungen zu erkennen und insbesondere die Entschiede aufzudecken, die zur jeweiligen Analyse geführt haben. Indem wir die Studierenden dazu befähigen, sich eine Meinung zu bilden, diese auch wieder zu hinterfragen und Forschungsergebnisse einzuordnen, bereiten wir sie auf das vor, was kommen mag. Wer nach Erkenntnis und Hintergrundwissen strebt und nicht nach bequemen Lösungen, wird sich womöglich nicht so einfach manipulieren lassen. ■